

**Bericht über die Reise nach Nkónya und Boëm
vom 4. Januar bis 4. Februar 1887**

von Peter Hall.

Akropõh, 23. Febr. 1887.

Obgleich ein Bericht über die Länder Nkónya und Boëm nichts Neues mehr ist, indem nicht nur Handelsreisende, die oft dorthin kommen, sondern auch Missionare diese Orte schon besucht und darüber berichtet haben, so denke ich doch, das Wenige, was ich dort gesehen habe und Euch jetzt berichten will, werde Euch zwar nicht mehr als etwas besonders Merkwürdiges erscheinen, aber da an jedem Ort immer wieder Veränderungen eintreten, so hätte man wohl von zehn verschiedenen Besuchen jedesmal wieder etwas Neues zu berichten. Daß ich nach Boëm gehen konnte, begab sich also: Als ich vernahm, daß Herr J. Müller [seit 1865 Missionar in Afrika] beabsichtigte, so es Gottes Wille sei, im Harmattan Boëm und Nkónya zu besuchen, um zu sehen, ob die dortigen Leute noch an ihr Wort denken: „Wenn man Gottes Wort in unser Land bringt, so ist es uns erwünscht“, oder ob sie anderer Gesinnung geworden seien, da sagte ich zu Herrn Müller, wenn er jemand von uns mitnehme, so möchte ich mit ihm gehen; denn was ich durch Th. Opókus Reisebericht von den Leuten dort vernommen, ließ mich immer an sie denken, so daß ich sagte, wenn ich einmal Gelegenheit bekäme, würde ich sehr gerne dahin gehen. Es machte mir daher eine unaussprechliche Freude, als Herr Müller mir erlaubte, mit ihm zu gehen.

Dienstag den 4. Januar traten wir die Reise an [von Akropõh] mit einigen Begleitern, welche halbwegs mit uns gingen. Tenkorah kehrte von Parema (Kpaleme) und P. Tam von Pandõ (Kpandõ) wieder um. Am genannten Tage drohte es zu regnen; wir hielten uns nirgends auf, bis wir nach Aseeso [letzter Ort in Akuapem] kamen, wo Herr Müller die Schule visitierte, wie auch in Srä. [In Srä und Odumase wohnen die beiden Könige von West- und Ost-Krõbõ.] Herr Müller übernachtete in Odumase, ich aber und meine zwei Genossen mit einem Lastträger eilten weiter um in Tetewim [Tschi-Name für Kpõh am Volta] zu übernachten, wo wir Herrn Müller erwarten wollten.

5. Januar. Da es die ganze Nacht beständig stark regnete, so glaubte ich, Herr Müller werde dadurch aufgehalten; aber bald (es war etwa 8 Uhr) sah ich ihn kommen. Als wir etwas genossen und einiges Nötige für die Reise eingekauft hatten, reisten wir ab und kamen nach Señkye und Põwm [Akwa-Orte], wo wir mit der Predigt begannen. Von dort fuhren wir über den Fluß [Volta] bei Qhene-akura (Königsdorf) und kamen am Abend nach Akwamu. Als wir Tetewim verließen, war der Himmel ganz trübe; die Sonne kam an jenem Tage gar nicht hervor, und weil es während der Nacht

sehr geregnet hatte, so stand auf der Grasebene überall Wasser, und wir mußten eine Strecke Wegs an einem fort im Wasser gehen. Als wir uns anschickten in Senkye zu predigen, versammelten sich die Leute samt dem Häuptling des Orts und hörten aufmerksam zu. Sie sagten, es gebe viele Blinde hier, was daher komme, daß sie sehr oft in den Fluß [Volta, Firao] gehen und unter dem Wasser ihre Augen öffnen, um Fische zu suchen. Auch ist der Aussatz hier und dem Volta entlang nicht selten, und jemand sagte mir, daß es von einem gewissen Fisch komme; wenn man denselben fange und er einen anhauche, so werde man aussätzig; das geschehe auch durch das Anhauchen des Flußpferdes. Über dem Firao [Volta] selber liegt jeden Morgen ein dichter Nebel.

Als wir nach Akwamu [der Hauptstadt des gleichnamigen Landes, am Volta] kamen, kehrten wir auf der neuen Station beim Katechisten Sakyi ein, welcher mit seiner Frau uns sehr freundlich aufnahm und gut versorgte. Am Morgen (es war das Erscheinungsfest) besuchten wir den König und predigten auf der Straße. Da für vier verstorbene Leute Leichenfeier gehalten wurde, so war die Stadt mit Leuten angefüllt, deshalb fanden wir auch die Straße voll von Leuten, denen wir Jesum als auch der Heiden König und Heiland verkündigten. Anfänglich dachte ich nicht, daß wir Zuhörer bekommen würden, indem viele ungeduldig waren, das Spiel bald zu beginnen; aber bald fesselte sie das Wort so, daß sie ruhig wurden und aufmerksam zuhörten. Von der Straße gingen wir mit den wenigen Christen des Orts unter eine ihrer Hütten und predigten ihnen über Jesu Erscheinung; danach prüfte Herr Müller die Schüler, welche wir antrafen. Wir trafen hier nur wenige Christen an; ihr Ältester Noa Amg war für den Katechisten Sakyi eine gute Hilfe; er war auch der einzige, der voranging, sein Haus auf der Station zu bauen; aber wegen eines verdrießlichen Streites, den der König mit ihm anfang, verließ er sein Haus, das er gebaut hat, und läßt es nun wieder verfallen, so daß Sakyi mit seiner Frau wieder allein dort wohnen. Nach vollendeter Schulprüfung, als wir eben zum König gehen wollten, um uns zu verabschieden und uns dann zeitig auf den Weg zu machen, kam des Königs Geschenk an Herrn Müller, welcher dann auch seinerseits es erwiderte. Um 2 Uhr gingen wir zum König, um ihm zu danken und uns zu verabschieden, da wir an dem Tage noch nach Anyansu kommen und dort übernachten wollten. Wir besprachen uns mit ihm über die hiesige Schule, die fast am Ausgehen ist, und hielten ihm ermahmend vor, wie in Akuapem in allen Orten Schulen sich befinden, worauf er sagte, er für seine Person liebe es, aber es fehle an seinen Ältesten; er gab uns aber das Versprechen, daß er uns, soviel er könne, helfen wolle. Wir konnten hier noch dem König und seinen da versammelten Ältesten das Wort verkündigen, was sie auch aufmerksam anhörten.

Mache ich heute eine Vergleichung mit einem früheren Besuch in Akwamu, so hat sich äußerlich manches verändert gegen früher. Der Ort ist freundlicher geworden; der König hat große, hohe

Häuser gebaut; an der Straße hat er ein mit Schindeln gedecktes Haus gebaut, in welchem Rum verkauft wird. Aber die innere Veränderung ist sehr gering. Hinsichtlich des Landes, das sie den Christen schenkten, daß sie sich darauf ansiedeln könnten, möchten sie nun ihr Wort ändern und es an dieselben verkaufen.

Um 3 Uhr reisten wir ab und kamen 5¹/₂ Uhr nach Anyansu. Auch hier war man gerade in einer Leichenfeier begriffen, so daß auf der Straße vor vielem Getörmel und Schießen nichts zu machen war. Aber weil man an eben dem Abend die Totenfeier beendigte, so wurde es bald stille, und die Leute alle kamen, uns zu begrüßen; einige brachten uns Gastgeschenke. Es freute sie sehr, daß ein Weißer in ihrem Dorfe zu übernachten gekommen war. Spät am Abend, als wir im Begriff waren, schlafen zu gehen, ließ unser Hausherr fragen: „Hat unser Herr ein gutes Lager zum Schlafen?“ „Ja“, antwortete ich, worauf er uns gute Nacht wünschen ließ.

7. Jan. Um des (gestrigen) Lärmens und Getümmels willen konnten wir erst am Morgen auf der Straße predigen, wobei viele dortige Männer, auch Weiber und Kinder, aufmerksam zuhörten. Als wir nach Dgmeabra [bed. Liebst (Du) mich, so komm!] kamen, fragten wir nach einem kurzen Weg über Nkwakubew, wobei wir keinen Berg zu übersteigen gehabt hätten; aber man sagte uns, daß dieser Weg gesperrt sei, weshalb wir einen beschwerlichen Weg nach Labolabo [am Volta] gehen mußten. Um der großen Hitze willen gingen wir beiseits nach Guaso, Sawa [jenseits des Volta] gegenüber, um dort auszuruhen; danach erstiegen wir den Atjorogdo-Berg und kamen um 3¹/₂ Uhr nach Anum, wo wir zwei Tage ruhten.

Am Sonntag Morgen [9. Januar] predigte Herr Müller in der Gemeinde, am Nachmittag derselbe, ich und Tenkorañ auf der Straße; da alle 3 Orte nahe beisammen sind, so gingen wir von einem zum andern, so daß sehr viele Leute das verkündigte Wort hörten. Da von hier an schon lange nicht mehr oder noch nie ein Europäer gesehen worden war, so war es nicht mehr nötig, die Glocke zu läuten, indem die Leute doch von überall herbeikamen. Was die Christen hier in Anum geleistet haben, freute uns ungemein: sie strengten sich sehr an, ihr Bethaus selbst zu bauen, mit Holz (Schindeln) zu decken, Fenster, Thüren auf ihre Kosten einzusetzen, obwohl sie nur gering an Zahl sind. Da die hiesigen Christenweiber noch wenig singen können, so versammeln sie sich des Abends in dem Bethause und lassen sich von einem des Singens Kundigen unterrichten, was mich sehr freute. Da Herr Müller einst hier wohnte, so lieben ihn die Leute noch und vereinigten sich, ihm ein Geschenk zu machen, was ihn sehr freute, und auch er gab ihnen £ 1 [20 M.] zu den Kosten ihres Bethauses. Auch die Weise, wie uns Herr Asante empfing und behandelte, ist über alles Lob erhaben. Als wir in Anum sahen, was die Christen gethan, mußten wir sagen, sie haben wirklich etwas geleistet; als wir aber nach Boso und Parema (Kpalemë) kamen, sahen wir, daß diese noch mehr gethan haben.

Montag den 10. Januar verließen wir Anum und wollten in Tö oder in Tgoko übernachten; als wir aber nach Boso kamen, hatten die Christen eine solche Freude an uns und baten uns so sehr, bei ihnen zu übernachten, daß es uns nicht möglich war, nur so durchzureisen, sondern wir blieben bei ihnen und übernachteten in Parema. Als wir in Boso ankamen, war unser Kommen der Gemeinde von Herrn Asante bereits angezeigt, weshalb auch die ganze Gemeinde, Männer und Weiber, unserer wartete; nur einige der Weiber waren auf den Markt nach Dodi gegangen, welche wir also nicht trafen. Zuerst grüßten uns die Christen der Reihe nach in des Evangelisten Asiedu Haus; danach versammelten sie sich in dem Bethause. Da begrüßten wir sie, und Herr Müller redete zu ihnen über die Einigkeit und Liebe untereinander; er bezeugte, wie es ihn gefreut habe, zu hören, daß sie unter der Verfolgung, die sie von den Heiden erfuhren, standhaft im Glauben geblieben seien, und fügte hinzu, seines Herzens Gebet hauptsächlich gehe dahin, daß Gott, der das gute Werk in ihnen angefangen habe, es auch auf das Kommen unseres Herrn Jesu Christi vollenden möge.

Die Christen in Boso wohnen bei einander auf dem Land, um welches sie den König gebeten hatten, es an sie zu verkaufen, aber er will nicht. Dieses ihr Land ist nicht gut gelegen; es liegt zwischen dem Hauptort und einem von Heiden bewohnten Dörflein; der ebene Teil des Landes, auf welchem Wohnungen erbaut werden können, ist ein Fetischhain, von welchem man den Christen nicht erlaubt, auch nur einen Baum zu fällen. Sie haben ihr Bethaus und das Haus ihres Vorstehers, welches 4 Zimmer enthält, mit Beihilfe der Ältesten in Basel zu der Bedachung, gebaut; ihr Ältester, James Asawa, ist sehr thatkräftig. Wir besuchten den neuen König in seiner Wohnung, wo wir ihm, den Stadtältesten, welche wir dort trafen, und den vielen Leuten, die uns nachgefolgt waren, predigten; denn man hatte uns gesagt, wenn wir es nicht hier, sondern auf der Straße thun, werden wir keine Zuhörer bekommen. Indem wir also hier das Wort verkündigten, hörten es die, die es liebten und die es nicht liebten; ein Ältester, weil er es nicht hören wollte, schlief absichtlich die ganze Zeit, in der wir redeten. Herr Müller ermahnte auch den König und bat ihn, den Christen zu helfen; derselbe versprach auch, es so viel als möglich zu thun, indem er wünsche, daß ihm die Christen auch helfen und sie so friedlich zusammen wohnen. Darauf nahmen wir Abschied und gingen weiter. [Von hier an bis Kpando ist die eigentliche Sprache der Bevölkerung Ewhe, aber auch Tsch wird verstanden.]

In Parema warteten unserer auch die versammelten Christen; nachdem wir sie begrüßt und ermahnt hatten, ließ der Lehrer Okanta sie das Lied singen: „Womit soll ich Dich wohl loben“, was mich sehr ergriff. Was mich an diesen Parema- oder Hüam- [= Ewhe] Christen besonders freut, ist, daß sie den Gesang sehr lieben; die erwachsenen Weiber und Männer sind eifrig, das Singen zu lernen. Abends bei Licht versammeln sich die Weiber bei der Frau des

Lehrers Okanta, um sich im Singen zu üben. Es wunderte mich sehr, daß in so kurzer Zeit eine Gemeinde von 87 Seelen hier entstanden ist. Sie sind allerdings nicht alle von Parema, sondern auch von zwei andern Orten, nämlich von Kayera und Tsa'teï.

Die Hüam-Bezirke heißen: Parema mit 6 Dörfern, Tsohoo (Sohae) mit 3, Botoku mit 5, Tuntunya mit 5, Atawuronu mit 8, Anvõe mit 10 Ortschaften u. s. w.

Abends gingen wir bei Mondschein in die von der Station etwas entfernte Stadt und predigten auf der Straße, wobei wir ziemlich viele Zuhörer hatten. Die Christen freuten sich sehr über die biblischen Bilder, welche Herr Müller ihnen schenkte; jedes von ihnen kam mit dem seinigen und ließ es sich von uns erklären; es war unter ihnen auch eine bekehrte Fetischpriesterin. Einige sagten: Mein Bild thue ich zu unterst in meine Kiste für mein Kind, damit es dasselbe findet, wenn es erwachsen ist.

Am 11. Januar reisten wir sehr frühe ab und kamen durch Tõ und Tonko predigend bis Tsohoo (Sohae). Von Parema brauchten wir 2 $\frac{1}{2}$ Stunden bis an den Fluß Abo [auch Adabo oder Dayi genannt]. Es ist ein großer Fluß mit Wald zu beiden Seiten. Man sagt, daß, wenn er überfließt, niemand den Weg gehen könne, indem Krokodile darin nicht selten seien; zur Zeit, wenn das Wasser am meisten abgenommen hat, reiche es bis an die Lenden. Die Steine darin sind sehr glatt, so daß man, wenn man darauf tritt und sich nicht sehr in acht nimmt, ausgleitet und hineinfällt. Der Fluß hat eine sehr starke Strömung; sein Wasser ist gut und kühl. Auf der großen Grasebene zwischen Abo und Tsohoo sieht man viele Fährten von Flußpferden, die des Nachts aus dem Volta kommen und daselbst weiden; aus ihren Fußstapfen in der weichen Erde sieht man, daß es in der That ein großes Tier ist.

Tsohoo ist kein schöner Ort, es ist sogar wüst und sind nur wenige Häuser daselbst. Es soll früher ein großer Ort gewesen sein, aber um der Bösartigkeit seiner Bewohner willen haben sie einander oftmals leichtsinnig getötet, so daß manche den Ort ganz verlassen haben; man sagt, der Ort bestehe aus lauter Zauberern. Flußpferdjäger wohnen hier; wir sahen einen, der eine große Narbe am Kopfe hatte; er sagte, er habe ein Flußpferd angeschossen und hätte es fast gefangen, aber wenn er nicht flink gewesen wäre, hätte es fast ihn gefangen, das heißt, es streifte mit seinen Zähnen seinen Kopf und schälte ein Stück Fleisch ab bis auf den Knochen. Bei denen, welche solche Tiere töten, findet man die Schädel und Zähne angehäuft hinter ihrem Haus; andere sammeln die Gebeine, Hörner und Zähne verschiedener Tiere, welche sie getötet haben, vor ihrem Haus und streichen sie an, wie man Amulette anstreicht.

In Botoku, wo wir übernachteten, ist es auch nicht sehr reinlich; will man in irgend ein Haus gehen, so thut man es lieber nicht; überall trifft man Amulette [asuman] und Unreinlichkeit; wir wurden müde beim Herumgehen, bis wir ein Haus fanden, wo wir abstellen [d. h. einkehren] konnten. (Leute, die so viel auf Zauberwesen halten

wie die Hääfo [Ewhe-Leute], wird es nicht leicht geben; ein Haus in Anvõe, in welchem wir abstellten, war voll von Fetischen [asumañ, Amuletten, zauberkräftigen Gegenständen]; ich muß sagen, der Schmuck des Hauses waren nur Fetische, einige waren am Haus aufgehängt, andere in den Webstühlen, und wieder andere lagen in allen vier Ecken des Hauses. In Hodõ Kwasi, des Königs von Anvõe Haus, weiß man vor allen möglichen Fetischen, welche darinnen sind, nicht, wohin man den Fuß setzen soll.) Als wir nach Botoku kamen, waren alle Leute auf die Plantage gegangen, deshalb predigten wir ihnen bei Mondschein.

Am Morgen des 12. Januar gingen wir in nördlicher Richtung in ein Ländchen, welches Owusutã heißt und zu welchem 11 Orte gehören, und predigten überall, wo wir Leute trafen. Die Namen der Orte sind folgende: Ayingbe, Djigbe oder Todji (des Königs Ort), Anyinawase, Tjikwei, Hoime, Anyafo, Waá, Tokpetaá, Hotoó, Hgtongbe, Gadje. Keines dieser Orte ist groß; sie waren es früher, wurden aber von den Asanteern so zu Grunde gerichtet, daß sie jetzt nur noch so klein sind. Aus Furcht unterwarfen sich alle den Asanteern, aber Adubofog führte das ganze Volk hinweg nach Asante; nur wenigen gelang es zu entfliehen, und sie haben später diese Orte wieder aufgebaut. Des Königs Dorf Djigbe zählt nur 12 Häuser; der König ist auch aus Kumase hierher geflohen; sein Ort allein ist auf dem Berg, die andern alle liegen in der Ebene in einer Reihe, wie in Akuapem; einige sind schön. Der peinlichen kleinen Fliegen hat es hier genug.

Von Owusutã wandten wir unser Angesicht gegen Osten und zogen durch 5 Dörfer von Tuntunya oder Vaakpõ; von da kamen wir nach Anvõe, wo wir übernachteten. Auf dem Wege nach Anvõe begegneten uns in einem fort Leute, welche nach Tuntunya gingen zu einer Leichenfeier. Man hält viel auf die Totenfeier in Hääm (Ewhe-Land). Da unsere Träger sehr müde hier ankamen, so ruhten wir hier einen Tag; wir selbst jedoch gingen in den Bezirk der links liegenden Dörfer, welcher Atawuronu heißt, und predigten in den zwei Orten Daame und Gyannã. Sobald die Leute uns erblickten, gerieten sie in große Furcht, denn sie hatten noch nie einen Europäer in ihrem Ort gesehen, besonders aber, weil der Kommandant Williams, als er von Pandõ zurückkehrte, ihren König gefangen nehmen ließ, nach Pekyi brachte und um £ 30 straffte, weil sie bei einer Totenfeier für ihren König 2 Menschen getötet, auf die Straße gelegt und über ihnen geschossen hatten. Zur Zeit als der Gouverneur nach Adã gekommen war, hatte der König von Atawuronu Händlern von Adã nicht gestattet, mit ihren Waren weiter nach Norden zu gehen, um den Markt nicht zu verderben; aus Ärger darüber verklagten sie den König bei ihm. Darum glaubten die Leute, als wir kamen, wir seien Regierungsleute. Als wir dieses vernahmen, beruhigten wir sie durch unsere Erklärung, was für Leute wir seien und was für ein Wort wir haben, so daß ihr entfloher Mut wieder zurückkehrte. Nun predigten wir ihnen von der großen Liebe Gottes,

womit er die Sünder liebt, und die Leute hörten uns aufmerksam zu; da sie aber das Tschü nicht gut verstanden, so war der Christ Georg Kwasi, den wir in Parema als Träger gemietet hatten, unser Übersetzer. Unter unseren Zuhörern war ein Blinder, von dem wir Verwunderliches hörten. Obgleich er von Geburt an blind ist, versteht er doch jegliche Arbeit, geht auf die Plantage, häufelt die Jamsstufen u. s. w. Denselben Weg, welchen wir kamen, geht und kommt er allein, obgleich ein Bach auf dem Wege ist, über welchen eine schmale Brücke führt; man sagte uns auch von ihm, daß er alle Leute des Dorfes an ihrer Stimme erkenne. Wir fragten ihn, ob er ein wenig sehe, worauf er erwiderte: Nein, er sehe gar nichts. Wenn man ihm in das Auge schaut, sieht man auch, daß der Augapfel wirklich nichts taugt. Er sagte uns nachher, was er darüber von seiner verstorbenen Mutter sich hatte sagen lassen: sie habe nach seiner Geburt, wie alle Mütter hier thun, Medizin gesucht, um ihn damit zu waschen, damit kein böser Mensch ihn sehe und er nicht sterbe. Die Medizin habe sie von einem Mann in Blättern bestehend bekommen; es war aber keine gute, sondern eine böse Medizin, mit welcher sie ihn gewaschen, und von dem an, daß sie mit derselben ihm über die Augen gefahren sei, habe er bis heute nichts mehr gesehen. Er war auch gekommen das Wort zu hören. Als wir geendigt hatten, fragte er uns, ob wir keine Medizin hätten, seine Augen zu heilen. Wir sagten, wir haben keine Medizin bei uns, und so wie seine Augen seien, sei auch keine Hoffnung, daß ihm je ein Arzt helfen könnte; darum rieten wir ihm, sich Gott zu übergeben, damit, wenn er kein Auge habe, die Dinge auf Erden zu sehen, er ein helles Auge bekomme, die ewigen himmlischen Dinge zu schauen. Als wir ausgeredet hatten, brachte uns jemand Palmwein, wovon wir tranken. Die hiesigen Weiber sind alle Töpferinnen; ihren sehr guten Lehm holen sie an einem gewissen Platz am Volta und machen zu Haus schöne Töpfe und Schüsseln, welche sie auf den Markt nach Anvöe zum Verkauf bringen; der Weg dahin ist $1\frac{1}{2}$ Stunden.

Wir kamen um $2\frac{1}{2}$ Uhr nach Anvöe; am Abend predigten wir dann auf der Straße. Obschon sowohl der König als auch viel Volk nach Tuntunya gegangen waren zu einer Leichenfeier, so hatten wir für unsere Predigt doch eine ordentliche Zuhörerschaft. Als wir geendigt hatten, sagte der Sprecher: wir seien eines Tages dagewesen und haben versprochen, ihnen jemand zu geben, der bei ihnen wohne; sie haben danach ausgeschaut, aber es sei niemand gekommen; falls wir es vergessen haben, so wollen sie uns jetzt daran erinnern; irgend welchen Platz, den wir wählen würden, wollten sie geben und ein Haus für den Lehrer darauf erbauen.

Freitag den 4. Januar verließen wir Anvöe und zogen predigend durch die Orte Okyerefo und Siave bis Kpandö. Dieses ist ein Handelsplatz, wo auch Leute von Sálaga sich niedergelassen haben, so daß der Ort gerade wie Tetewim ist. Er ist voll Schmutzes; der Teil des Orts, wo die Sálaga-Leute wohnen, ist sehr unreinlich; Abgang von Mais ist in den Gassen und Kot an vielen Plätzen, so daß es

dort gar nicht erfreulich aussieht. Nur der Teil des Ortes, wo der König Dagadu wohnt, ist reinlich. Als wir zu ihm kamen, ihn zu grüßen, saß er stolz auf etwas, ich will es Königsstuhl heißen, das unvergleichlich lächerlich war. Da wir entschlossen waren, nicht in der Stadt zu übernachten, so veranlaßten wir ihn, uns sogleich eine öffentliche Versammlung zu veranstalten, und predigten ihnen auf einem großen freien Platz. Nur des Königs 3 Brüder, welche in Akuapem gewesen und denen dort die Augen etwas aufgegangen sind, haben sich gute und schöne Häuser mit Vordächern erbaut und auch innerhalb sie ein wenig geschmückt, als Leute, welche schon bei Europäern gewesen sind; alle anderen Häuser haben ihre Thüröffnungen unten am Boden, wie bei allen Häusern der Hää-Leute. In der Stadt wird großer Markt gehalten, auf welchen Leute aus allen Gegenden ihre Waren zum Verkauf bringen; die Hauptsache auf dem Markt sind Lebensmittel, gekochte und ungekochte. Es giebt nichts, was man da nicht antrifft; von vielen Nkonya- und Hää-Orten bringt man Sachen. Von dem, was wir auf dem Markte sahen, nenne ich: Jams, Pisang, Bananen (grüne und gelbe), Stockjams, Reis und verschiedene Speisen von demselben, Mais und auch alle seine verschiedenen Zubereitungen, allerlei Fische, Wildpret, Rindfleisch, Krebse, Tabak, Asche [von Pisanghülsen, welche sowohl zur Seifenbereitung als zur Mischung unter den Schnupftabak gebraucht wird], Palmnüsse, Palmkerne, baumwollen Garn, rohe Baumwolle, irdene Tabakspfeifen, große Buschmesser und andere Messer, Salz, Töpfe und allerlei Schüsseln, verschiedene Gemüsekräuter, allerlei Korallen (Perlen), Seife, europäische Zeuge, Landesklieder, Matten, Pfeffer, Ananas, Limonen, Orangen, Liebesäpfel, Kaschockel (*Hibiscus esculentus*), Baumbutter, Bohnen, Palmwein, Landesbier, Kalabassen, wohlriechendes Harz, Kokosnüsse u. a. Der Markt beginnt vormittags 9 Uhr und um 3 Uhr wird er geschlossen. Das Oberhaupt der hiesigen Sálagum Leute heißt Osman Kato, er ist ein ruhiger und gütiger Mann; er wohnte zusammen mit einem gewissen Kramo Sriki, der zur Zeit von Kwadades [Königs von Akuapem, gest. 1866] in Nyeduase im Gebiet von Adukrom lebte und einige Zeit Soldat gewesen war; er versteht daher etwas Englisch und das Tschí ganz gut. Er und der König baten uns, ihnen jemand zu geben, um ihre Kinder zu unterrichten, daß sie nicht den ganzen Tag ihre Zeit so verderben. Wir hörten, daß, als der Kommandant Williams bei ihnen war, sie ihm dieselbe Bitte vortrugen.

Am 15. Januar brachen wir morgens auf und zogen durch die Kpandö-Dörfer: Aloe, Fesi, Agbenohoe und Dafo und kamen in das erste Dorf von Nkonya [wo die Landessprache nicht mehr Ewhe, sondern Guañ und Tschí ist], nämlich Praprawusi [richtiger: Kpakplawusi]. Hier freute ich mich, endlich in das Land gekommen zu sein, nach welchem ich mich schon lange gesehnt hatte. Hier ruhten wir ein wenig und predigten, wobei auch ein Heide in weißem Gewand, und mit weißer Erde bestrichen, zuhörte. Wir trafen auch einen Freund, der sagte, daß Pfarrer Reindorf [jetzt an der Gemeinde in

Christiansborg] ihn in Mayera [im Akra-Lande] getauft habe; er freute sich sehr, uns zu sehen, und schloß sich innigst an uns an. Von da gingen wir in ihres Königs Ort Ntjùmuru. Wir fragten nach dem König, ihn zu grüßen; aber es hieß, er sei wohin gegangen, werde aber heute noch kommen. Nachdem wir ein Haus gefunden hatten, wo wir abstellten, gingen wir am Abend im Ort herum und in einbenachbartes Dorf, Beteñase, um zu predigen. Da wir keine Glocke bei uns hatten, so fingen wir beide, Herr Müller und ich, an zu singen, und es währte nicht lange, so waren wir von vielen Zuhörern umgeben.

Am Sonntag Morgen (16. Jan.) gingen wir nach Kagyabi und predigten dort, und dann am Abend, als die Leute von den Plantagen heimgekommen waren, hier in Ntjùmuru. Am Sonntag Mittag gingen wir im Dorf spazieren, traten dabei in ein Haus und sprachen mit dem Hausherrn über Gottes Wort. Wir sahen in seinem Haus einen großen [mit Blut, Eigelb, weißer und roter Erde] bestrichenen Fetisch auf einem Holz liegen. Wir sprachen mit ihm darüber, daß kein Fetisch helfen könne, darum sollte man auch kein Vertrauen auf sie setzen. Während des Gesprächs stieß sein Weib Fufu, wovon sie etwas nahm und auf den Fetisch legte. Ich fragte sie: „Mutter, warum thust Du dieses?“ Sie sagte: „Ich gebe ihm Speise zu essen.“ „Kann er denn essen?“ „Ja, er ißt.“ „Aber ich stehe ja hier und sah, daß Du den alten Fufu weggenommen und frischen aufgelegt hast; wenn er essen kann, warum hat er denn den nicht gegessen, welchen Du ihm vorher gegeben hattest?“ Ihr Mann half und sagte: „Den Geist der Speise ißt er, aber nicht die Speise selbst.“ Darauf entgegnete ich: „Dieses zeigt mir deutlich, daß ihr blind seid; denn Speise hat keinen Geist, nur der Mensch hat einen.“ Ich erklärte ihnen, daß wir allein auf Jesum, den Sohn Gottes, unser Vertrauen setzen sollen, dann brauchen wir nichts mehr zu fürchten.

Den ganzen Sonntag sahen wir den König nicht; erst am Montag Morgen, als wir uns bereits auf den Weg machen wollten zur Abreise, wurde uns gesagt: er sei gekommen und erwarte uns. Als wir zu ihm kamen, war er am Kauriszählen, hörte aber auf, sobald er uns erblickte. Wir grüßten ihn, erklärten ihm den Zweck unserer Reise und fragten ihn dann, ob, wenn wir das Wort Gottes in seine Stadt brächten, es ihm recht wäre. Seine Antwort war: „Wenn ihr es bringet, so habe ich nichts dagegen.“ — Überall hierherum ist ein Umstand ziemlich lästig: wenn ein Fremder kommt, den König zu grüßen, so läßt der Führer dich lange vor der Thür stehen, bis er es dem König angesagt hat; und wenn du dann hineingehst, hast du Mühe, herauszufinden, welcher unter ihnen der König ist, denn ihre Gewänder sind alle gleich. — Die Ntjùmuru-Leute halten sich gar nicht reinlich; kommen sie von der Plantage heim, so waschen sie sich nicht gleich, sondern liegen in ihrem Schmutz im Staub unter den Bäumen auf der Straße; nur ein kleines Schamtuch haben sie um die Hüften geschlungen, welches selbst von Schmutz strotzt. Knaben und Mädchen, welche noch nicht 14 oder 15 Jahre alt sind, gehen völlig nackt. Von hier bis Boëm ist es überall das Gleiche;

aber den Ntjumu-Leuten behagt der Schmutz zu sehr; sie sagten mir, erst wenn ihr Jahresfest komme, richten sie sich schön her (wie wir weiter unten vernehmen werden).

Am 17. Januar kamen wir von Ntjumu nach Wurupgā. Unterwegs predigten wir in Ntomda und Tpo. Als wir in Ntomda dastanden und predigten, sahen wir Leute auf der Straße von Sálaga her vorüberziehen. Ein Mann von Sálaga mit einem breiten Hut und einem langen europäischen Säbel ging voraus; nach ihm kamen fünf kleine Knaben, welche verkauft werden sollten, und ein Mann mit einer Flinte auf der Schulter folgte nach, die Knaben vor sich her treibend. Sobald ich sie erblickte, erinnerte ich mich des Bildes von Sklavenhändlern in unserer Tschī-Fibel. Als der Mann einen Europäer dastehen sah, fürchtete er sich, ermannte sich aber und kam uns zu grüßen; aber der Treiber der Kinder trieb sie schnell voraus. Wir fragten ihn: „Wohin bringst Du die Kinder, die Du da bei Dir hast?“ Er antwortete: „Es sind meine Kinder, welche mit mir gehen.“ Wir erwiderten: „Hast Du noch nicht gehört, daß die Engländer den Sklavenhandel verboten haben in diesem Lande, wo man [Okt. 1886] der Königin Fahne angenommen hat?“ Als ich dieses sagte, kam er in Verlegenheit, wußte nicht, was sagen, und machte sich davon. Solche Kinder zu sehen, welche man von ihren Müttern weggerissen hat und nun verkaufen will, und hinter denen ein starker Mann mit der Flinte einhergeht, ist ein unvergleichlich trauriger Anblick. Leuten, welche solche Geschäfte treiben, geschieht es recht, wenn täglich Unglück sie verfolgt, dessen Ende sie nicht absehen können. Ich kenne einen, der aus unserer Gegend dorthin ging und immer solche Geschäfte machte. Jetzt ist er so verarmt, daß er, wenn du nur zwei Kaurishäufchen [von je 2000 Müschelchen im Werte von 2 M.] von ihm haben wolltest, er sie dir nicht geben könnte; wenn es nur das wäre, so könnte er sich daraus helfen, aber seine Schuldenlast ist so groß, daß niemand weiß, wie er sie wird bezahlen können.

Als wir nach Wurupgā kamen, wie strömten da die Leute herbei, uns zu sehen! Wir hießen einige unserer Leute sich nach einer Herberge für uns umsehen und predigten sogleich den vielen Leuten, die uns umgaben; niemand hustete drein [so aufmerksam waren sie]. Da die Stadt groß ist, so predigten wir zweimal, in der obern und untern Stadt; die Leute in der obern Stadt waren nicht so aufmerksam, wie die in der untern. Ich fand den Zustand der Leute hier ein wenig besser als derer in Ntjumu, denn man sieht reinliche Jünglinge, auch in reinlichen Gewändern. Wenn man hier etwas wünscht, bekommt man es bald als in Ntjumu. Jede Henne kostet hier 6 d. [eine halbe Mark]. Obwohl die meisten Mädchen hier auch nackend gehen, so ist es doch nicht wie in Ntjumu; daher glaube ich, daß, wenn das Wort Gottes hierher käme, in 4—5 Jahren eine große Veränderung hier stattfinden würde; zwar sind die hiesigen Leute dem Fetischdienst sehr ergeben, aber wo man den Fetischdienst ernstlich nimmt, da kann auch Gottes Wort etwas ausrichten.

Das Gehöft, in dem wir abstellten, gehört einigen jungen Männern. Als wir gelbe Pisang für uns ins Feuer legen ließen zum Rösten, wollte sich ein Weib darüber auflassen und herrschte dem Burschen, der die Pisang ins Feuer legte, zu: „Weg, weg damit, das darf nicht sein“ [wörtlich: man verabscheut es]. Ich fragte: „Was ist's?“ Nun sagte sie: „Wenn Ihr gelbe Pisang ins Feuer leget, so werdet Ihr etwas sehen, das heute über das Haus kommen wird, was Ihr nicht wünschet.“ Ich erwiderte: „Wenn es nur das ist, so leget sie hinein, und wir wollen sehen, was alles kommen wird.“ Da sagten die jungen Männer, bei welchen wir herbergten: „Leget sie nur hinein.“ Sie gaben uns dann die Erklärung: der große Fetisch, dessen Haus hinter dem ihrigen stehe, verabscheue es, wenn man Pisang in der Schale röste; aber da wir Fremde seien, so habe dies nichts zu sagen.

Um des Windes willen beim Regen lassen die Nkonya-Leute beim Bau ihrer Häuser das Dach weit heruntergehen, so daß man, wenn man in ein Haus gehen will, sich sehr bücken muß. Geräumiger und luftiger sind die Häuser, darin sie weben, so daß der Fremde glücklich ist, wenn er in einem solchen schlafen kann; aber des Nachts friert es ihn dann, daß er's gern besser hätte.

An den Nkonya- und Bog-Leuten gefiel mir eines sehr, daß sie die Alten ehren; gehen sie zu einem Alten oder Ältesten, um ihn zu grüßen oder mit ihm zu reden, so thun sie es nur in gebeugter Stellung; dasselbe ist auch bei allen Kärakye-Leuten der Fall.

Bei allen hiesigen Weibern ist eines schön, nämlich ihr Feuerungsplatz oder die Küche; da ist alles so reinlich, so daß jedermann da schlafen könnte; kein Schmutz ist an ihren Wassertöpfen, Kochtöpfen, Schüsseln u. s. w., alles ist rein. Der Schmuck der Häuser ihrer Weiber und ihr Besitztum sind die Töpfe, welche in einer Reihe nebeneinander aufgestellt sind; heiraten sie, so werden diese Sachen ihnen von ihren Müttern mitgegeben; inbezug auf diese Reinlichkeit mußte ich sie achten.

Ehe ich in meinem Reisebericht fortfahre, möchte ich zuvor einiges, was ich hier über die Sitten und Bräuche in Nkonya gehört, mitteilen und auch ein Wort über Ntjumuru sagen.

Die Nkonyäer waren und sind gefürchtete Leute; sie sind, wie die Krobger, Leute, die Mord und Raub lieben. Ihrem Fetisch [qbosom, Volksschutzgeist], der Sia heißt, opfern sie Menschen. Er hat zwei große Trommeln; du denkst, daß sie wohl nicht umsonst getrommelt werden; ja, es geschieht nur, wenn Menschen getötet werden; wenn man so jemand tötet, so wird die Trommel geschlagen, welche sagt: „Nkonyä Wurupgñ! Efi tetete!“ Das will sagen: Von alten Zeiten her dient man dem Fetisch mit Menschenopfern und wird nie davon ablassen. Man sagt, wenn man so die Trommel gerührt hat und des Getöteten Spur verloren ist, so frage niemand weiter nach ihm [man weiß schon, was aus ihm geworden ist]. Wenn man am Jahresfest des Fetisches seine Trommel rührt, so darfst du, der du deine Bedeutung nicht kennst, das heißt, der du nie Menschen getötet hast, nicht danach

tanzen, und wenn du keinen Menschenschädel hast, trinkst du auch keinen Palmwein im Fetischhaus, denn da trinkt man nur aus Menschenschädeln, wie die Kroboer. Sálaga-Reisende sind schon viele hier getötet worden, und zwar auf folgende Weise: Du reisest mit einer Gesellschaft, aber durch Erkrankung oder aus einer andern Ursache bleibst du zurück, willst allein ihnen nachfolgen; da versperren sie dir den Weg, töten dich, werfen dich in den Busch und nehmen deine Sachen. So machen sie es oft; deshalb werden sie auch von jedermann gefürchtet.

Ihre örtlichen Streithändel. — Die Nkonyäer sind sehr händelsüchtig, und ihr Streiten ist furchtbar. Entsteht eine Schlägerei bei einem Spiel, so sondert sich bald ein Teil ab und steht da, um mit dem andern Teil zu kämpfen. Sie greifen dann zu ihren Knütteln, und wenn sie so kämpfen und einer tot niederfällt, so hat es schlimme Folgen; denn das Nkonyä-Gesetz ist: jeder, der seinen Nächsten (Mitmenschen) tötet, ob absichtlich oder unabsichtlich, muß auch sterben. Von den Kagyabiern sagt man: wenn sie mit Stöcken fechten und in die Zorneshitze geraten, so greifen sie zu Pfeilen; ihre Pfeile schnitzen sie von Holz und machen absichtlich mit dem Messer Einschnitte, damit, wenn der Pfeil in das Fleisch geht und man ihn herausziehen will, die Spitze abbricht und darin zurückbleibt, so daß man sie mit dem Messer herausschneiden muß; einige thun Pfeffer an die Spitze, daß es, wenn sie in das Fleisch eindringt, wie Feuer brennt. Wenn der Kampf losgeht und jemand getötet wird, so wird die Ruhe nicht eher wiederhergestellt, als bis der, welcher seinen Nebenbuhler getötet hat, auch gestorben ist. Wird der, welcher jemand getötet hat, nicht von seiner Familie den Rächern übergeben, und nimmt er sich aus Furcht selbst das Leben, so ist er vergeblich gestorben; es gilt nur, wenn man ihn vor das Volk bringt und dieses ihn töten heißt; geschieht das nicht, so muß seine Familie eine fürchterliche Strafsumme bezahlen. Wenn der Mörder nicht also rechtmäßig stirbt, so ist es um die Leute des Ortes, dem er angehört, geschehen. Die Rache der Familie des Getöteten ist folgende: Ist der Mörder nicht aus demselben, sondern aus einem andern Ort, so ziehen die Rächer mit allen ihren Freunden aus nach dem Ort, wo er wohnt. Gleich zum Anfang, ohne daß sie jemand etwas fragen, zünden sie den Ort an; während der eine Teil der Leute den Ort in Brand steckt, geht der andere auf die Plantagen und zerstört die Nahrungsmittel, haut alle Pisang, Jams u. s. w. zusammen vom Boden weg. Beim Verbrennen des Ortes und der Zerstörung von Sachen, mag es so viel sein als es will, darf niemand darein sprechen oder aufbegehren, denn es wird alles auf den, der den Mord begangen, geworfen. Sie lassen sich auch fortdauernd mit nichts befriedigen, außer wenn man den Mörder ausliefert und vor den Augen des Volkes sterben läßt, erst dann ist die Sache ganz abgemacht. Weil diese Rache so furchtbar hart ist, so kommt das Volk nie aus der Armut heraus; deshalb vergrößert sich auch der Ort nicht. Wird ein Ort auf solche Weise verbrannt, so verbrennt

auch alles, was in den Häusern ist, wie Kleider, Hausrat u. s. w., und es ist kein Gesetz vorhanden, das diesem Unwesen steuert. Sie fahren darin fort und thun es sogar ihrem Könige. Die Kagyabier brannten einmal den Ort des Königs und alles, was er darinnen hatte, nieder, weshalb er im Zorne sich ganz auf sein Plantagendorf zurückzog; erst nach viel Mühe und Zureden erlangten sie es, daß er zurückkehrte; deshalb hat er auch keine ordentliche Wohnung. Man sagt, er habe diese Sache immer noch nicht vergessen und passe nur auf eine gute Gelegenheit, um sich an den Kagyabiern zu rächen; erst dann werde er zufrieden sein.

Über das Heiraten in Nkonyä und Boëm. — Beim Heiraten brauchen die Nkonyäer und Boëmer nicht so viel Schulden zu machen, wie die Akuapemer, welche so viel Sachen kaufen müssen. Hat bei ihnen der Mann ein Gewand (Landeskleid) und eine Matte zu geben, so ist er fertig. Ist es dir möglich, ein schönes europäisches Kleiderzeug deiner Braut zu geben, so hast du gethan, was noch nie dagewesen. Nur etwa das Speisekochen ist dabei etwas lästig; doch ist hier Speise und Fleisch nicht schwer zu bekommen. Wenn du im Begriff bist, deine Braut heimzuführen, so bestimmst du einen Tag, verschaffst dir alles nötige Fleisch, das nur in Wildpret besteht, und dazu noch einen Ziegenbock. Acht Tage lang kocht man der Braut Speise, nämlich so, daß man dem Mädchen jeden Tag zwei große Schüsseln voll Fufu bringt, welche sie an ihre Familie und Freunde verteilt. Am ersten Tag werden 24 Kugeln von geröstetem und dann gekochtem Maismehl (abeté) gemacht und in eine flache hölzerne Schüssel gethan, dazu kommt ein Kochtopf voll Fleisch, das in 24 Stücke zerteilt ist. Am nächsten Tag werden 12 Fufuklöße mit 12 Stücken Fleisch gesandt des Morgens und ebenso je 6 des Abends, und so wird in den folgenden Tagen fortgefahren; am achten aber wird der Bock geschlachtet, mit seinem Kopf eine Suppe gekocht und über den Fufu gegossen und das Essen so abgesandt. Sind diese acht Tage um, so trägt zuerst jemand den Herd in des Bräutigams Haus [der Herd besteht gewöhnlich in 3 Stollen, von Lehm gemacht, auf welche die Töpfe gesetzt werden] und stellt ihn auf; dann kommt die Braut, zündet das Feuer an und macht darauf abeté von Reis, wozu jedoch kein Salz kommt, dagegen in die Suppe, welche man dazu ißt, von Gemüsekräutern gekocht, wird Salz gethan; diese Speise soll sehr gut sein. Ist die Speise fertig, so verteilt sie dieselbe in verschiedene Schüsseln, eine für ihre eigene Familie, eine andere für die Familie ihres Mannes, eine dritte für die Freunde ihres Mannes, daß sie alle kommen, in der neuen Wohnung der Frau essen und sie segnen. Während der acht Tage, in denen der Braut das Essen gebracht wird, salbt sie sich nach dem Waschen nicht mit Baumbutter [ñkū, Sheabutter], sondern reibt sich mit einer roten Medizin von Rinde, die von einem Baum losgeklopft und gemahlen wird, von oben bis unten ein, daß sie ganz rot aussieht. Während dieser ganzen Zeit arbeitet sie gar nichts. Von

Worawora sagt man, daß die Braut, wenn sie in ihres Mannes Haus komme, erst nach Verfluß von drei Monaten etwas anrühre.

Von der Witwenschaft. — Auch mit der Witwenschaft ist es hier nicht wie in Akuapém, wo sie so viel dabei zu leiden haben. Nur so lange als der Leichnam des Mannes noch daliegt, darf die Witwe nicht essen; sobald er aber beerdigt ist, muß sie sich waschen, und man giebt ihr an demselben Tage Fufu zu essen; will sie nicht, so nötigt man sie dazu. Dagegen darf sie als Witwe sich nach dem Waschen nicht salben und geschmückt nicht ausgehen, bis eine gewisse Zeit vorüber ist; dann giebt man ihr Medizin zu ihrer Reinigung, und danach darf sie sich salben und kann wieder heiraten, wen sie will. Wenn das Weib geizig war, so können jetzt als Witwe die Schwestern des Mannes sie dran kriegen: sie beobachten die Zeit, wenn sie Fufu zu ihrem Essen stößt; wenn sie damit fertig ist, so bringen die Verwandten [besonders die Schwägerinnen] absichtlich sie zum Weinen; aber wenn sie weint, so darf sie an diesem Tage nicht mehr essen. Vielleicht thun sie dies 8 Tage lang, so daß die Witwe vor Hunger fast vergeht. Thun dies die Schwägerinnen einer Witwe, so zeigen sie ihr damit, daß sie dieselbe gar nicht mehr in ihrer Familie haben wollen.

Die Nkonyä-Jahresfeier. — Die Nkonyäer haben nicht mehrere Festtage wie die Akuapemer, die das Pflanzfest, das Erntefest, das Adae-Fest haben. [Das Adae-Fest wird alle 6 Wochen gefeiert, das große am Sonntag, das kleine 24 Tage später am Mittwoch, wobei der Häuptling seine Ältesten bewirtet.] Das Fest, welches sie kennen, ist ihres Großfetisches Sia Jahresfest. Wenn in zwei Wochen vor demselben jemand stirbt, so darf man weder weinen, noch schießen, auch keine Trommel schlagen. Ist das Fest gekommen, so vergnügen sich die Jünglinge und alle Leute zwei Wochen lang; in dieser Zeit waschen sie sich und prunken, das ist, hat einer ein kostbares Kleid oder sonst etwas Schönes, so zeigt er es öffentlich; sie spielen und tanzen, aber arbeiten während dieser Zeit gar nichts.

Geht man in das Haus eines Nkonyä- oder Bog-Mannes, so findet man überall ein kleines Götzenbild auf dem Wandvorsprung oder an der Ecke des Hauses, mit einer Schnur Korallen um den Hals und mit einem Gewand umgürtet; von aller Speise, die sie genießen, wird ihm auch etwas vorgelegt. Dies erinnerte mich an die Hausgötzen Labans, die Rahel stahl, als sie floh.

Etwas wunderte mich sehr, daß sie nicht, wie überall geschieht, sieben Tage in der Woche zählen. Die Nkonyäer zählen nur 6; 5 Tage arbeiten sie, an einem Tage ruhen sie; dieser ihr „Zuhausebleibtag“ fällt also auf verschiedene Tage unserer Woche. Sie wissen aber auch alle Namen der Tage, wie wir Tschier sie haben. Den Sonntag heißen sie Dèkeikè, dann folgen: Adeketràkè, Kùlihè, Kùlihè-dèkeikè, Adeketràkè, Ipùè. Die Worawora-Leute, welche sogar nur Tschier sprechen, haben andere Namen: 1. Dòkùlù, 2. Dòkùtsè, 3. Dòkùli, 4. Dòkpá, 5. Dòsò, 6. Dòfó. Die Borada- und Gyeasekan-Leute haben 5 Tage: Nímèdrò, Nímèni, Nímèkprò, Dèkplei, Lèai.

Es scheint mir, die Worawora-Leute sprachen früher nicht Tschì, aber nachdem sie sich an die Asanteer angeschlossen, wechselten sie ihre Sprache. —

Von Wurupon weg gingen wir immer durch Wald bis über den Konsu, wo wir übernachteten. Wir hatten es nicht so beabsichtigt; aber als wir da ankamen, war der Tag schon sehr vorgerückt, deshalb blieben wir da und ruheten. Als wir kamen, trafen wir eine Akraerin bei dem Dörflein, Kaschokel pflückend; sie führte uns in ihr Gehöfte; sie allein hat ein geräumiges Haus, in welchem sie wohnt. Sie und ihr Mann, auch ein Akraer, namens Doku, haben sich vor längerer Zeit hier angesiedelt. Er macht sich an dem Fluß zu schaffen, und wenn derselbe angeschwollen ist, bringt er die Sálaga-Leute, die des Weges kommen, über denselben. Seines Fleißes wegen hassen ihn die Nkonyä- und Aka-Leute, denn sie sagen, auf ihrem Lande habe er sich angesiedelt, Reichtum zu suchen; deshalb sind sie immer einmütig darauf aus, wie sie ihm Böses zufügen können, aber es ist ihnen noch nie gelungen. Als wir daher zu ihnen kamen, freuten sie sich, uns zu sehen, mehr als wenn wir Verwandte wären, und baten uns sehr, bei ihnen zu übernachten, denn der Tag sei vorgerückt, das Plantagendorf, in welchem wir übernachten wollten, noch weit entfernt, und auch kein Wasser unterwegs zu haben. So stimmten wir denn ihnen zu und blieben da. Hier sahen wir auch das Weib eines Christen von Boëm, welcher in Apirde [in Akuapem] getauft worden ist; sie heißt Katarina Amma und wohnt mit ihrem Mann in dem Aka-Plantagendorf Kubeta, wo sie ihre Arbeit haben; sie war hierher gekommen zum Besuche ihrer Mutter, welche mit der Akraerin Freundschaft gemacht und an ihr ihre Freude hatte. Wie sie sagte, sei es ihr nicht mehr wohl unter ihren Landsleuten, denn nach deren Weise könne sie nicht mehr leben; sie haben auch beide sehr Heimweh, weil keines von ihnen das Wort Gottes lesen könne, um sich zu stärken; sie seien deswegen entschlossen, zurückzukehren [nach Akuapem, wo sie getauft worden] bis auf die Zeit, wo man Gottes Wort auch in ihr Land [Bog] bringen werde.

Am 19. Januar gingen wir von hier weiter, immer durch Steppen-gras, kamen an dem kleinen Plantagendorf vorbei, das Tewobabi oder (nach seinem Besitzer) Kyei-akura heißt, und stiegen dann den hohen Berg von Tapa (Takpa) hinan, wobei die Sonne heiß auf uns niederbrannte, so daß wir, bis wir nach Tapa, des Königs Dorf, kamen, waren wie ein dürre Holzhaufen. Als wir ankamen, hatten gerade alle hier versammelten Männer der drei Tapa-Dörfer eine sehr leidenschaftliche Verhandlung, so daß wir an dem Tage nicht predigen konnten. Wir ließen dem König unsern Gruß sagen, und er ließ uns willkommen heißen. Als wir ankamen, sagte man uns, er sei krank; nachher aber vernahmen wir, daß er sehr aufgebracht sei, weil drei Männer, unter ihnen sein eigener Bruder, sich mit seinem Weibe vergangen haben; deshalb sei er selbst nicht zu der Verhandlung gekommen, sondern das Volk [in seinen Vertretern], sei daran die Sache zu untersuchen, und solle das Urteil sprechen.

Auch ein Akraer befand sich unter den Angeschuldigten; man hatte ihn in den Block geschlagen und jemand zur Bewachung übergeben. Der Bruder des Königs, welcher, wie die Untersuchung ergab, sich nicht völlig mit ihr vergangen hatte, wurde um Geld gestraft, andernfalls hätte es ihn seinen Kopf gekostet; die Sache des Akraers war noch nicht untersucht, solange wir dort waren. Am nächsten Morgen ließen sie uns in ihre Versammlung rufen und wir predigten auf dem Platz, wo sie ihre Verhandlungen hatten. Aus Furcht wegen der obschwebenden Verhandlung wagten die Weiber nicht, so nahe zu kommen, um zuhören zu können, sondern blieben in der Ferne stehen. Von der Versammlung ging Herr Müller und ich in das nahe Dorf Amañña, um zu predigen; ein junger Fetischmann war auch da mit seinem hohen Hut; so lange ich sprach, hielt er seinen Kopf gesenkt. Dieses Tapa-Dorf liegt uneben auf dem Berg, während des Königs Dorf schön eben gelegen ist. Die Namen der drei Dörfer sind: Tapa, Akanegm, Amañña. Das Haus, in welchem wir einquartiert waren, hatte ein zerrissenes Dach, obgleich der Herr des Hauses sagte, er heiße der (schmucken) Jünglinge König. Als wir am Abend eben unsere Matten ausbreiten wollten, fing es an zu regnen; wären Herr Müller und ich nicht eiligst in ein anderes Haus gegangen, so wären wir und unsere Matten ganz naß geworden.

Am 20. Januar verließen wir Tapa, und den hohen Berg hinabgestiegen, hatten wir einen anderen hinauzusteigen bis nach Worawora. Dieses Dorf ist schön, aber sehr steinig, hat gute Luft, aber keine breite Hauptstraße; nur in der Mitte des Ortes ist ein freier Platz, wo die öffentlichen Versammlungen oder Spiele abgehalten werden. Zur Zeit des Harmattans ist die Kälte hier sehr groß; wenn des Morgens sich die Leute auf der Straße versammeln, so zünden sie Feuer an und wärmen sich daran. Wir blieben hier zwei Tage, an welchen viele Leute der Predigt zuhörten; sie baten uns sehr, ihnen jemand zu geben, der bei ihnen bleibe. In dem Dorf, in welches wir kamen, war an keinem Haus eine Thür, außer an dem unseres Hausherrn; er hat seine Thüre in dem fernen Parema bei einem Schreiner gekauft, hierher getragen und mit großer Mühe selbst eingesetzt. Der Worawora-Dörfer sind es drei; sie heißen: Worawora, Apesq-Kubi und Akura. Die Leute hier und in Boëm sind Bauern, welche hauptsächlich Jams und Reis pflanzen. Hier geht man auf die Plantage, ohne ein Gewand umzulegen; wenn du mit umgeworfenem Gewand auf die Plantage gehst, so sagt man, du wolltest dich zeigen [seiest eitel oder stolz]. Eines Morgens begegneten wir einem Mann, der von der Plantage kam und Reis heimtrug; er war nackt und hatte in der einen Hand ein großes brennendes Holzstück, mit dem er sich wärmte.

Am 22. Januar reisten wir weiter und predigten in den Dörfern Kugye, Atgñkq und Gyeasekañ-ke-se. In Kugye wiederholte der Sprecher des Orts meine Rede den Leuten so genau, ohne auch nur ein Wort auszulassen, daß ich mich sehr darüber wunderte. In Atgñkq kaufte Herr Müller 2 Rinden- oder Bastgewänder [von

dem Baum bofuma, *Antiaris saccidora*], um sie daheim zu zeigen; er gab europäisches Zeug dafür, was dem Manne eine außerordentliche Freude machte; jetzt aber gehen die Sackkleider zu Ende in diesem Lande. In Gyeasekan, wo wir übernachteten, hörten viele unserer Predigt zu; aber in dem Hof, wo wir wohnten, war keine Ruhe, denn der Hausherr hatte an dem Tage Hochzeit. Hier traf uns Samuel Anim, dessen Weib wir am Konsu gesehen hatten, was ihm große Freude machte.

Am 23. Januar feierten wir den Sonntag in Borada. Da die Leute an demselben Tage eine Totenfeier beendigten, so gingen wir abends nach Adakru, einem Dorf, das auf einem hohen Berge liegt. Auf diesem Berge sei früher Borada gelegen; als aber die Asanteer sie bekriegt und ihre Stadt zerstört hatten, bauten sie dieselbe unten wieder auf, das jetzige Borada; nur ein kleiner Teil sei auf dem Berge geblieben, darum sei auch der Ort nicht groß. Es sei eine große und schöne Stadt gewesen, die ihres Gleichen suchte. Wir besuchten die Trümmerstätte und fanden es, wie man uns gesagt hatte. Es ist ähnlich wie die auf Fels gebaute Krobo-Stadt; hier aber ist der Platz, auf dem die Stadt gebaut war, eben. Man sieht hier alle Gebirge weit umher; man sehe auch die Qbooso-Berge. Der Sonnenuntergang ist hier prachtvoll; sieht man nach den Worawora-Bergen, die sich im Nordwesten hinziehen, so ist es, als ob die Sonne von dem Gipfel des Berges hinabrolle. Als wir hier ankamen und die Leute uns erblickten, schauten sie uns verwundert an; viele von ihnen trugen hohe Hüte, wie die der Dipo-Leute, aber niemand von ihnen verstand Tshi. Es war gut, daß Samuel Anim uns in Gyeasekan getroffen und hierher begleitet hatte; so war er unser Dolmetscher, und die Leute konnten das Wort von Jesu Christo, dem Heiland der Welt, hören. Zuerst, als wir sie riefen, das Wort Gottes zu hören, fürchteten sie sich, und als wir den Häuptling grüßen wollten, zitterte er am ganzen Leibe. Als wir die Predigt beendigt hatten, führte uns Samuel auf den Platz der früheren Stadt; als wir wieder zu ihnen kamen, was sahen wir da? Die Leute alle hielten Kürbisschalen [Kalabassen] mit Muschelgeld in den Händen und erwarteten uns. Der Häuptling ließ das seinige zuerst bringen und sagte: Hier sind einige Kauris und eine Flasche Palmwein von mir; man gebe es meinem Herrn, daß er es auf die Erde schütte. Als ich sah, wie die Leute eilten, das Ihrige zu bringen, beeilte ich mich, ihnen zu sagen: „Wir danken euch bestens; den Palmwein wollen wir annehmen und trinken, aber das Geld können wir nicht annehmen.“ Wir versuchten den Palmwein; da er aber nicht gut war, so tranken wir ihn nicht. Wir dankten ihnen, verabschiedeten uns und gingen. Sie schauten uns unverwandt nach, bis wir ihnen aus dem Gesicht verschwanden. Das Ersteigen dieses Berges ist sehr mühsam: er ist hoch und steil; wenn du ihn bis zu einer gewissen Stelle erstiegen hast und meinst, du seiest jetzt fertig, so steht er dir wieder vor der Nase, und so geht es fort, bis du auf die Spitze des Berges gekommen bist.

Am Montag Morgen [24. Jan.] ordnete der König von Borada [und vom Lande Boëm], Akpanya, eine Versammlung an, wo wir Gottes Wort predigen konnten; die Priester in ihren hohen Hüten saßen auch darunter. Ich zeigte den Götzendienern an der Geschichte des Blinden, dem Jesus die Augen öffnete, in welcher Blindheit sie sich befinden, und wie nur Einer ihnen davon helfen könne, nämlich Jesus. Als ich geendigt hatte, sagte der Dolmetscher (Sprecher des Königs) zu mir: „Alle die Worte, welche Du uns sagtest, sind zu viel; erkläre uns etwas davon.“ Hierauf erwiderte ich: „Sage Du mir, was Du nicht verstanden hast, so will ich es erklären.“ Er antwortete: „Wir wissen, daß die Fetische [abosom, Schutzgeister] Gottes Kinder sind, welche zwischen uns und Gott stehen; wenn sie jemand sehen, der elend ist wie der Blinde, von dem Du da sagst, oder einen Kranken, der viel leiden muß, so gehen sie strackes Laufes hin und sagen zu Gott: Der Mensch, der da auf der Erde wohnt, muß allzu viel leiden, nimm ihn doch hinweg, — oder auch, wenn jemand auf der Erde böse Geschichten macht, so sind sie es, die gehen und es Gott ansagen: Der und der treibt auf Erden Dinge, die gar nicht gut sind, nimm ihn nur hinweg! — so kommt er dann und nimmt ihn weg; deshalb, wenn die Abosom von uns gehen, so sind wir übel dran.“ Nun fragte ich ihn: „Sterben denn nur Fetischdiener und nicht auch wir Schulleute (Christen)?“ Sie sagten: „Alle Menschen müssen sterben.“ Nun sagte ich: „Die Christen glauben ja nicht an die Fetische (abosom); sagen diese es dennoch Gott im Himmel, daß er sie abrufen soll?“ Als ich dies gesagt hatte, lagen alle am Boden vor Lachen¹⁾ und sagten: „Du hast recht!“ Nun sagte der König zu uns: „Was der da sagt, sagt er vergeblich; ich habe eingesehen, daß Gottes Wort Wahrheit ist; ich habe gehört, daß Gottes Wort nach Anum und Boso gekommen ist und diese Orte erfüllt, deswegen, ich für meinen Teil, ich liebe es; kommt nur, und jeden Platz, den ihr zur Niederlassung wählet, werde ich Euch geben.“ Er wollte uns sogar zwei seiner Kinder übergeben, daß wir sie in die Schule nach Akropo²⁾ bringen sollen, um sie dort zu unterrichten; aber weil der eine krank war an einer Leistengeschwulst, sagte er, es solle noch im Anstand bleiben; wenn er gesund sei, werde er mit seinem Bruder kommen.

Als wir im Begriff waren, wegzugehen, sagte der Sprecher: „Wartet noch ein wenig.“ Als wir uns umsahen, hatten sie da einen weißen vom Rauch geschwärzten Schirm und sagten: „Zur Zeit als ihr nach Salaga ginget. [Jan. 1884], habt ihr den Schirm am Asukoko (roten Fluß) zurückgelassen; aber auf dem Weg begegnetet ihr einem Jüngling, welchem Herr Asante sagte, er habe seinen Schirm am Fluß dort liegen lassen; er solle ihn aufheben bis er einmal wieder hinkomme und ihn dann ihm geben. Er hat ihn nun drei Jahre aufbewahrt, und es ist jetzt recht, daß ihr gekommen seid und er den Schirm euch abgeben kann.“ Wenn ich die Redlichkeit, welche die Leute und dieser Jüngling bewiesen, ansehe, so schäme ich mich,

1) Eine Redensart, etwa wie „sie wollten sich ausschütten vor Lachen“.

daß unter Christen sogar solche Redlichkeit selten ist. Da uns die That des Jünglings ungemein freute, so beschenkte ihn Herr Müller. Der Schirm gehörte übrigens keinem Europäer, sondern Herrn Dr. Mahlys Diener Lobi. Nach diesem beschenkte uns der König, und Herr Müller machte ihm ein Gegengeschenk. Er bat uns, einige Tage bei ihm zu verweilen, denn früher habe man es ja auch gethan. Wir sagten ihm, wir würden es gerne thun, aber der weite Weg habe die uns zugemessene Zeit schon ganz in Anspruch genommen, und wir müßten schnell reisen, um wieder an unsere Arbeit daheim zu kommen.

Wir wünschten von Borada über Adome nach Apafo und Lolobi zu gehen; aber der König wollte das nicht zugeben, weil dort eine böse Krankheit sei, und sagte uns einen anderen Weg über Tetemañ, von wo man uns den Weg nach Lolobi zeigen könne. Da wir aber diesen Weg auch nicht kannten, so gab er uns einen Mann mit, der uns bis nach Tetemañ brachte. Auch dieser Ort liegt auf einem Berg, da aber der Platz dort nicht groß genug ist, so liegt ein Teil des Ortes oben, der andere unten. Auch hierher war noch keines Europäers Fuß gekommen; wie da die Leute zusammenströmten, um uns anzusehen! Zuerst, als wir ankamen, fürchteten sie sich; als aber der Gesandte des Königs, welcher mit uns gekommen war, ihnen seine Botschaft ausgerichtet hatte, waren sie beruhigt. Hier fingen wir an in Häusern mit platten Dächern zu schlafen, und da sie kein Feuer darin anzünden, schliefen wir darin ohne Belästigung. Die Einwohner behandelten uns freundlich; zu unserer Predigt mußten wir uns eines Dolmetschers bedienen. Die hiesigen Leute kennen das Silbergeld gar nicht; willst du mit Silber etwas kaufen, so nimmt es niemand; willst du Muschelgeld dafür einwechseln, so wollen sie es nicht; nur die großen Kaurimuscheln kennen sie. Ein Stück Jams kauft man um 2 Stränge (zu 40 Muscheln).

Als wir am Morgen [25. Jan.] weiterreisten, gab uns der Häuptling des Ortes einen Führer bis Apafo. Von Tetemañ hätten wir eigentlich über Beyika nach Lolobi gehen sollen; aber wir hörten hier, jener Weg sei versperrt und werde nicht mehr begangen, aber der über Apafo sei gut und kurz, auch sei jene böse Krankheit nicht in Apafo selbst, sondern in Adome sei sie gewesen und längst erloschen. Wir freuten uns sehr, nach Apafo, das wegen seiner Eisenschmelzen und Schmieden berühmt ist, zu kommen. Auf dem ganzen Weg, den wir gingen, sahen wir die Kohlen, mit denen sie das Eisen schmelzen. Sie zerspalten grünes Holz, graben ein Loch in die Erde, schichten das Holz darin auf, bedecken es gut mit Laub und Erde und lassen nur ein Loch, wo sie das Holz anzünden; erst nach acht Tagen löschen sie das Feuer und nehmen die Kohlen heraus. Als wir den Berg bis auf die Ebene desselben erstiegen hatten, sahen wir bald den Ort, wo sie das Eisen schmelzen, ein wenig vom Dorfe entfernt. Ihren Ofen bauen sie wie einen Reispfeiler [worin Reis aufbewahrt wird], nur machen sie die Wände viel stärker als für den Reis, etwa 5 Fuß hoch, und oben offen; unten ist ein Loch, durch das sie die Kohlen hineinthun, dann wird das ausgegrabene

Eisenerz auf die Kohlen geschüttet; sind diese angezündet, so wird das Loch mit Lehm zugemacht bis auf eine kleine Öffnung, durch welche die Luft Zutritt hat; auch werden am Ofen 5 oder 6 kleine Löcher gemacht, damit das Feuer Zug hat und nicht verlöscht. Ist alles gehörig in der Glut, so sieht man die Schlacken geschmolzen zu einem unten gemachten Loch langsam herausfließen, aber das gute Eisen bleibt im Ofen zurück; erst nach 24 Stunden vom Anzünden des Ofens an nimmt man es heraus. In dem so entleerten Ofen bleibt aber die Hitze noch lange; irgend welche Speise, die man hinein thut, läßt sich darin gar kochen. Ein tiefer, etwas steiler Abgrund ist neben einer der Schmelzen; wenn man einen Stein hinunterrollen läßt, so hört man ihn 5 bis 7 Minuten fortrollen, und er ist noch nicht unten angelangt. Kinder, die dort zu thun haben, vernützen sich damit. Wir kamen nach Apafo, etwa um 9 Uhr; die Stadt ist groß, ihre Hauptstraße breit; als wir ankamen, strömte die ganze Einwohnerschaft zusammen, um uns zu sehen, sogar die Schmiede hörten auf zu schmieden und kamen auch herbei, weil eben noch kein Europäer jemals hierher gekommen war. Wäre es auf sie allein angekommen, so hätten wir hier mehrere Tage bleiben müssen. Sie führten uns einstweilen in ein Gehöfte, wo wir abstellen konnten; von da gingen wir, den König, einen alten, kräftigen Mann, zu begrüßen. Sie führten uns in ihre Schmieden und zeigten uns alles, was sie dort machen. Ihr Amboß ist nicht von Eisen, sondern ein großer Quarzstein, welcher im Boden befestigt und dessen obere Seite geglättet ist. Wenn sie schmieden, bleiben sie nicht auf einem Platz stehen, sondern gehen um den Amboß herum. Sie machen auch ihre Werkzeuge, wie Hammer, Zange, Meißel u. s. w. selbst; ihre Hämmer sind nicht wie die der Europäer, sondern auch der Griff ist wie der Teil, womit man schlägt, von Eisen, kurz und ringsum glatt; die einen sind groß, andere klein. Ihr Blasebalg ist wie einer aus der alten Zeit; man faßt ihn mit beiden Händen und bearbeitet ihn wie eine Trommel; deshalb thut dies auch nicht ein einzelner Mann, sondern 3—5 Personen thun es abwechselungsweise. Alle Werkzeuge, die sie schmieden, werden auf einerlei Art gemacht; ein langes gekrümmtes Eisen wird zu Buschmesser, Haue und Stoßeisen zumal. [Nicht ganz deutlich!] Ihre Hauen sind verschieden von den unsern, indem sie rund sind; andere sind wie unsere hiesigen [flach mit 2 Ecken], und nur die Schneide ist gerundet. Hernach zeigten sie uns auch, wo sie das Eisen graben; es ist auf demselben Berg, wo ihre Stadt liegt; die Erzgruben sind den Goldgruben in Akem ähnlich; sie graben in die Tiefe und machen unten Seitengänge, daß man von einem Schacht in den andern kommen kann.

Einzelne Leute hier verstehen Tschir; einen derselben, der früher in Cape Coast gewesen war, ließen wir unsere Predigt übersetzen. Ihr riesengroßer König war sehr gütig gegen uns und wünschte, daß wir mehrere Tage bleiben sollten; aber unsere Zeit erlaubte es uns nicht. Wir unterhielten uns mit ihm über Gottes Wort, und er sagte, wenn wir jemand in seine Stadt setzen würden, so hätte er

es sehr gerne. Unter den Bog-Leuten sind die hiesigen die aufgewecktesten [wörtl. Bog-Leute, deren Augen geöffnet sind ein wenig, (das) sind die Hierleute]. Daß die Kinder nackend gehen, ist eben Sitte geworden, auch hier. Um ihrer Eisenarbeit willen befinden sie sich in ordentlichen Verhältnissen, denn von allerwärts kommt man hierher, um Eisengeräte zu kaufen. Alle Häuser hier sind nicht mit Gras gedeckt, sondern haben flache Lehmäcker; sie heißen dieselben nicht *adán* [gewöhnliche Negerhäuser], sondern *abán* [Häuser wie die Forts und Steinhäuser]. Die Boëmer, welche in solchen Häusern wohnen, sind die Orte: Borada, Apafo (Akpafo), Tətəmañ, Beyika, Lolobi, Santrokofi. Die Orte, in welchen in Eisen gearbeitet wird, sind: Apafo, Santrokofi und Lolobi. Der Apafo-Orte sind es zwei: Apafo-gā (das große), welches auf dem Berge liegt, und Apafo-dome, welches auf der Ebene liegt. Lolobi besteht aus zwei Orten; Santrokofi hat 3 Orte, jedes nicht fünf Minuten von dem andern entfernt.

Wegen der Eisenarbeit, die hier betrieben wird, giebt es viele Schmiedewerkstätten in der Stadt; wenn man ihren Eifer im Schmieden und Eisenschmelzen sieht, muß man sich wundern. Die Leute sind alle kohlschwarz. Einer der Schmiede zeigte uns ein Wunderstückchen: nachdem er seine Hände in dem Bodestaub seiner Schmiede gerieben hatte, nahm er ein glühendes Eisen aus dem Feuer und streifte mit seinen Händen darüber hin, daß die Funken sprühten, aber seinen Händen that es nichts.

Der Fleiß dieser Leute, ihre Gastfreundlichkeit und ihr ruhiges Benehmen gefiel uns sehr, so daß wir sie recht lieb gewannen. Wenn uns die Zeit nicht gemangelt hätte, so wären wir gerne nach ihrem Wunsch einen Tag länger bei ihnen geblieben. Als wir uns verabschiedeten, sagte uns der König, wir sollten bald wiederkommen und ihnen Flinten zu kaufen mitbringen, denn ihre Flinten seien alle schadhaft. Wir sagten ihm, daß wir Prediger des Evangeliums seien und keine solche Geschäfte machen. Er gab uns einen Führer, der uns denselben Tag abends nach Santrokofi brachte.

Dieser Weg ist länger als der zwischen Apafo und Tətəmañ. Apafo und Santrokofi liegen auf einem und demselben Berge; unser Weg war auf dem Scheitel desselben. Furchtbare Abgründe befinden sich an dieses Berges Seiten, der eine zur Rechten, und nachdem man eine Zeitlang gegangen, zeigt sich der andere zur Linken. Wahrhaftig, du, der du sagst, du nimmst es mit jedem auf — wenn du hier gehst, du kannst deine Augen nicht zweimal wenden und hineinschauen. Wenn du nicht gerade vor dich siehst auf deinen Weg, sondern siehst bald da, bald dorthin, so wird's dich schwindeln [wird dir vor den Augen schwarz werden], so daß du hineinfällst, und fällst du hier, so wird man dich nur als Leichnam bringen.

Als wir nach Santrokofi kamen, und uns ein dastehender Mann einherkommen sah, geriet er über dem Anblick des Europäers so in Schrecken, daß er seine Hand vor den Mund that, schrie, wie etwa ein Taubstummer thut, und vor uns davonlief. In dem Ge-

höfte, in welchem wir abstellten, war im Hause ein solcher Rauch, daß wir nicht hineingehen mochten, sondern uns auf Steine beim Eingang setzten, um Luft zu haben; da sahen wir unseres Hausherrn Sohn, einen Jüngling, daherkommen mit einem Teller in der Hand und 2 Stränge Kauris (80 Muscheln) darauf; vor mir angelangt, schüttete er Kauris und Wasser zu meinen Füßen. Weil ich den Grund nicht erwußte, wurde ich unwillig und sagte: „Was soll das?“ Man erklärte mir nun, es sei das so Sitte bei ihnen, wenn man einen Gast ehren wolle; es ist gleichsam sein Erfrischungswasser, das man ihm bringt. Bald sollten wir sehen, daß das wirklich hier Sitte ist; denn als wir in einen der andern Orte gingen und den König dort grüßten, that er uns dasselbe; danach erst brachte er uns Palmwein. Weil die Leute den Zweck unserer Reise nicht wußten, wurde uns, als wir gekommen waren, den König zu grüßen, ein anderer Mann statt seiner gezeigt, während der König selber zwar auch unter ihnen saß, sich aber nicht als solcher zu erkennen gab. Als sie unseren Reisezweck vernommen hatten, da wir am andern Morgen gingen, um zu predigen, wurde er uns gezeigt.

Die Santrokofier sind nicht wie die Apafoer, welche uns alle ihre Arbeiten zeigten; sie wollten uns nicht einmal eines ihrer Eisen-geräte verkaufen; sie fürchteten, wenn wir das Stück haben und es nach Europa gelange, werde man es dort nachmachen, viele hierherbringen und sie hier verkaufen, so daß ihre Arbeit niemand mehr kaufe. Nach vieler Mühe brachte uns endlich der König ein Stück und sagte, dieses sei allein vorhanden; wir hätten aber gerne zwei gehabt.

Eine Unsitte ist hier die, daß Mädchen, welche noch nicht einmal 14 Jahre alt sind, schon verheiratet werden und erst in ihrer Männer Haus ihr Wachstum vollenden. Der Grund hierfür ist der: es fehlt hier an Weibslenten; viele junge Männer sind ohne Weiber; deshalb haben auf alle im Ort vorhandenen Mädchen die Leute (im voraus) ihre Hand gelegt, und der, dem eine zugesagt ist, nimmt sie als seine Verlobte [Braut, w. neue Frau] zu sich, sobald er sieht, daß sie einigermaßen herangewachsen ist. Solche Verlobte dürfen rein nichts in der Welt thun als spinnen; dagegen nach dem Waschen streichen sie sich am ganzen Leibe an mit dem roten Pulver, von dem oben schon die Rede war, und tragen dipofu-Hüte 7 Monate lang. Nach 7 Monaten nimmt dann der Mann sie zu sich in sein Gehöfte. Verfolgt einen Mann das Unglück, daß er sich mit seines Nächsten Verlobten verheiratet, so wird er gebunden und verkauft.

Donnerstag den 27. Januar brachen wir morgens von Santrokofi auf, stiegen einen hohen Berg hinab, so hoch, steil und gefährlich, wie ich noch keinen gesehen habe, so lange ich mir denken kann, und kamen nach Pekiya. Der Weg über diesen Berg windet sich wie eine Schlange, ist fast senkrecht steil, und wenn im Herabsteigen dein Fuß nur ein wenig ausgleitet, so bist du ein Mann des Todes. Von Pekiya herwärts ist überall Grasebene, deshalb reisten wir am Morgen und am Abend; wenn die Sonne hoch stieg, so stellten wir irgendwo ab und ruhten uns aus; auf diese Weise ging

das Reisen gut von statten. Als wir nach Pekiypoñ kamen, wünschten die Leute, daß wir bei ihnen übernachten möchten, aber wir konnten es nicht thun. Hier meldete sich bei Herrn Müller das Fieber an. Als wir in des Königs Dorf von Pekiypoñ kamen, hatte der König längst von unserem Kommen gehört und hatte beschlossen, daß wir nicht durchreisen dürfen, sondern bei ihm übernachten müssen. Als wir bei ihm einsprachen, ihn zu grüßen, sagten wir ihm den Zweck unserer Reise, und warum wir heimwärts eilen. Nun wollte er uns seine königliche Macht fühlen lassen und sagte: „Mein älterer Bruder ist König Kwadwo Dge [der Oberkönig all dieser Landschaften], deswegen, nachdem Ihr mich einmal angetroffen, lasse ich Euch nicht nur so vorüberziehen.“ Anfangs setzten wir in Ehrerbietung geduldig unsere Gründe auseinander, warum wir nicht mit Dank sein Anerbieten annehmen können; als er uns aber nötigen wollte, nahmen wir plötzlich Abschied und gingen fort, ohne daß uns jemand etwas dreinreden durfte. Wir gingen durch die 5 Pekiypoñ-Dörfer und übernachteten in Avagã.

Am 28. Januar zogen wir durch 4 Vëö-Dörfer: Kúléu, Grökpaati, Gbádome und Demëë, kamen nach Logba und in den Avatime-Ort Djokpë, und übernachteten daselbst auf der Außenstation von Ho, Jerusalem genannt, wo der Katechist Josua mit seinem Weib und ein Lehrer wohnen. Hier trafen wir Richard Kwatia und sein Weib von Aburi, die des Handels wegen in die hiesige Gegend gekommen waren; aber ihr Kind, das man noch tragen mußte, starb irgendwo im Lande, und sie gaben sich die Mühe, es hierher zu diesen Christen zu tragen, um es da zu beerdigen. Von hier nahm Herr Müller 2 Hängmattenträger und ließ sich tragen. Es war Freitag Mittag 1 $\frac{1}{2}$ Uhr, als wir von hier abreisten; wir kamen durch einige Orte und übernachteten in dem Dorf Ahávë.

Am 29. Januar kamen wir über Agatáé, Nyeduase, Pévé, Abrófóòm nach Tsatéi zu unsern dortigen Christen, um bei ihnen zu übernachten. Wir sollten bei ihrem Ältesten in dessen Gehöfte abstellen; als wir hinkamen, hatte gerade sein Weib geboren; infolgedessen war ihre Freude noch größer, und sie sagten, wir seien zur guten Stunde gekommen.

Am nächsten Tag (30. Jan.) war Sonntag; am Morgen ging Herr Müller nach Parema [zu den dortigen Christen], den Sonntag dort zu feiern, und am Abend kam er nach Boso; mich ließ er hier zurück, und ich hielt mit den hiesigen Christen und ihren Weibern Gottesdienst in einem großen Haus, worinnen gewoben wird. Die Christen hier baten Herrn Müller sehr, daß ihnen jemand gegeben werden möchte, der bei ihnen wohnte, denn mit Weib und Kindern, die man nicht gut tragen könne, sonntäglich den Weg von 2 Stunden bis Parema zu machen, sei sehr ermüdend; wenn jemand bei ihnen angestellt werde, so werde man viele Leute von Abrogog bekommen, denn die Leute dort lieben Gottes Wort. Am Abend ging ich dann nach Parema und übernachtete beim Katechisten Okanta. Am nächsten Morgen früh (31. Jan.) traf ich dann mit Herrn Müller in

Boso zusammen, von wo wir miteinander nach Anum gingen. Hier trafen wir Herrn Gauger [Missionskaufmann]; er wollte ein großes Boot kaufen, um [mit uns] auf dem Flusse [Volta] hinunterzufahren [nach Akuse]; da aber der Eigentümer desselben es an dem Tage nicht an den Fluß bringen konnte, so entschlossen wir uns, über Nkwakubew und Adaboso nach Tetewim zu gehen. Am Abend um 5 Uhr gingen wir hinauf auf den Platz der früheren [1869 von den Asanteern zerstörten] Station, um die Ruinen zu sehen. Die Mauern der Gebäude stehen noch teilweise, die vom Wohnhaus noch ganz; im Hof stehen große Mango- und Orangebäume; von letzteren aber, da sie im Busch stehen, sind die Früchte ungenießbar. [Die Station wurde 1889 wieder aufgebaut.]

Am Dienstag den 1. Februar machten wir auf dem Nkwakubew-Weg einen strengen Marsch und kamen in das Dofog-Dorf Aboatia, dort zu übernachten. Wir hatten Anum morgens 4 Uhr verlassen und kamen erst abends 7 Uhr hier an. Die Dofoger sind böse und hartherzige Leute; als wir nach Ananse gekommen waren, müde und hungrig, konnten wir nirgends etwas zu kaufen bekommen; nach was wir auch fragen mochten, es hieß immer, es ist nichts vorhanden. Wenn nicht unsere Träger etwas Jams von Anum auf ihren Lasten mitgebracht hätten, so hätten wir an dem Tage nicht zu kaufen und zu essen bekommen. Jetzt suchten wir einen Herd und Holz, unsere Speise zu kochen. Einen Herd wollte man uns gestatten, aber Holz, obwohl welches offen dalag, hieß es, sei keines vorhanden; Wasser mußten wir auch selbst holen und fanden nach vieler Mühe ein paar Stecken, unser Essen damit zu kochen. In diesen Dörfern allen sollte man gar nicht übernachten; mit allerlei bösen Krankheiten behaftet, wegen welcher man gar nicht unter andern Leuten wohnen sollte, sitzen sie da u. s. w. Darum, wenn du kein herzhafter Mann bist [der Ekel und Ansteckung nicht fürchtet], so kannst du dich keine Stunde unter diesen Menschen aufhalten. Auch in Aboatia, als wir abends 7 Uhr ankamen und sehr müde waren, wußten wir nicht, wo wir abstellen könnten, und stellten daher einstweilen auf der Straße ab. Ich nahm nun ein Licht und ging im Ort herum, um eine Schlafstätte zu suchen. Ging ich dahin, so hieß es, es ist kein Raum da; begab ich mich dorthin, so hieß es ebenso; in einem Gehöfte, wo ich nach einem Platz zum Schlafen fragte, antwortete der Mann: „Wo soll denn ich schlafen?“ Ohne ein Wort zu erwidern, wandte ich mich um und ging traurig fort. Von da ging ich in ein anderes Gehöfte und fragte einen um sein Haus; man ließ mich lange stehen, indem der Sohn sich mit seinem Vater beriet; er kam wieder und sagte: er wolle seine Sachen herausnehmen und uns das Haus geben. Gleich darnach kam der Vater selbst und sagte: „In dem Haus könnt Ihr schlafen, aber morgen früh verlange ich 2 Schilling.“ Nun sagte ich, „Dann wollen wir auf dieser Veranda schlafen.“ Er: „Da fordere ich auch 2 Schilling!“ Das Haus, wofür er 2 Schilling verlangte, war nicht einmal so gut als eines Bog-Weibes Küche; wollte man es einem schenken, daß er darin schlafe, und er schliefe wirklich darin, so er-

wiese er dem Betreffenden eine Ehre. Darauf entgegnete ich: „Wenn's so steht, dann schlafen wir auf der Straße.“ Als ich zu Herrn Müller zurückkam, saß er auf der Straße, von unsern Lasten umgeben. Da kam noch ein Akraer, der selbst fremd hier war, und sah uns; er ging und bat um ein gewisses Gehöfte für uns, wo wir dann abstellten. Es sah ganz aus wie eine verlassene unbenützte Wohnung; hinter dem Hause, in dem wir schlafen sollten, war auch ein Haufen Kehricht und Kot, wovon der Gestank sich zu uns verbreitete; aber was konnten wir machen, wir mußten eben da schlafen.

Am 2. Februar morgens, sobald wir gebetet und dem Hausherrn und unserm Freund, dem Akraer, gedankt hatten, brachen wir auf und ließen uns über den Fluß [Volta] setzen bei dem Plantagen-dorf Ogori. Von da kamen wir nach Tetewim, wo wir Herrn Gauger antrafen. Am Abend kamen wir nach Akuse, wo wir am Donnerstag ausruhten, und am Freitag den 4. Februar gelangten wir heim [nach Akropoñ].

Wenn ich die große Reise, die wir in Eile hin und her gemacht, betrachte, und daß niemand erkrankte und unterwegs zurückblieb, sondern wir alle wohlbehalten nach Hause gekommen sind, so weiß ich nicht genug Gott dafür zu danken. Was ich auf der ganzen Reise sah, bestätigte das Wort des Herrn: Die Arbeit der Ernte ist groß, aber wenig sind der Arbeiter. Darum bitte ich unsere Ältesten und alle, welche diesen Reisebericht lesen: Vergesst das Elend der Boëmer und Nkonyäer nicht, sondern bittet Gott, den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter verschaffe und auch dorthin sende.

Akropoñ, 25. Februar 1887.

P. Hall.

Nachwort des Übersetzers.

Des Verfassers Zug oder Sehnsucht nach Nkonyä ist inzwischen noch gründlicher als durch vorbeschriebene Reise befriedigt worden. Er wurde in seinem Seelsorger- und Predigtamte an der Akropoñ-Gemeinde abgelöst durch den (1857—62 in Basel weitergebildeten) Negermissionar D. Asante, dessen Reisen, besonders seine zweite nach Sálaga und von da in die Gegenden der heutigen Bismarckburg im Adèle-Lande, in negerischen, englischen und deutschen Zeitschriften kundgegeben sind, so im Basler Heidenboten, in „Proceedings of the Royal Geogr. Soc.“, London 1886, S. 246—256 (Recent Explorations in the Basin of the Volta by Basel Missionaries, nebst Kärtchen von E. G. Ravenstein, mit 13 Reisewegen), und in IV. 15—40 dieser Zeitschrift. D. Asante hatte 1881 die Missionsstation Anum (1869 durch die Asanteer zerstört) wieder aufzurichten und hinterließ dort 1888 eine Gemeinde von über 300 Seelen in 5 Ortschaften seinem Nachfolger, Missionar J. Müller, der seit 1865 in Afrika ist und mit welchem Hall die beschriebene Reise machte. Peter Hall aber wurde betraut mit Gründung der ersten Basler Missionsstation im Nkonyä-

Land. Nur konnte er dies nicht thun in Wurupõn, wie anfangs beabsichtigt war („wegen allgemeiner Erbitterung, welche das Auftreten eines englischen Beamten dort hervorrief, mußten wir es unterlassen“), sondern ließ sich nieder in Ntschumuru, das ihm keinen so günstigen Eindruck gegeben hatte. Er machte die 20 Stunden Wegs von Anum weg mit Frau und 2 Kindern, eins auf dem Arme tragend, zu Fuß und bezog am 9. August 1888 eine gemietete Hütte, 8 Fuß lang, 6 Fuß breit, ohne Fensteröffnung, nebst 2 ähnlichen, und konnte erst im Juni 1889 eine größtenteils mit eigener Hand aufgerichtete neue, 12' breit, 36' lang, in 3 Zimmer abgeteilt, beziehen, denn Mordhändel (wie die von ihm beschriebenen) brachten lange Wirren und Streitigkeiten unter die Bewohner von Ntschumuru; doch gelang es ihm, die Zerstörung der Stadt selbst zu verhindern und weitere Mordthaten zu verhüten. Vom Sept. 1888 bis Juni 1889 machte er in mehr als 20 Ortschaften von Nkonyã und südlich davon gegen 60 Besuche an 44 Tagen mit Verkündigung der guten Botschaft; 14 jener Tage gehen auf 4maligen Besuch der Außenstationen in Anvõe und Vakupõ (südlich von Kpandõ), wo die Basler Mission 1 Katechisten (Asiedu) und 1 Lehrer (Teñkorañ) angestellt hat. Auch der Häuptling von Kpandõ bat wieder um einen Lehrer und eine Schule für seine Stadt und versprach ein Haus zu bauen. So sehen wir, daß seit jener Predigtreise doch 3 Arbeiter angestellt worden sind in den Anum und seinen 6 Außenplätzen nächstgelegenen Landstrichen; aber für Boëm, für Pae und Krakye auf dem Wege nach Sálaga ist noch nichts geschehen. Und sollten nicht auch deutsche Missionsgesellschaften in den Stand gesetzt werden, für die deutschen Schutzgebiete Togo und Agotime, für Nõtje, Akpõso, Akábu, Adéle und Atjati, mit welchen Landschaften die deutsche aussichtsvolle Niederlassung in Bismarckburg nun fortgehenden Verkehr hat, etwas zu thun? Ist Handel und Seefahren nötig, so sind auch Ansiedlungen in noch heidnischen Ländern nötig, aus äußern Gründen; der Christ aber weiß, daß an solchen Orten auch Heilsverkündigung nötig ist, aus innern und äußern Gründen. Auch P. Halls Reisebeschreibung bezeugt das. Den Santrokofi-Schmieden wollen wir ihren Arbeitsverdienst nicht schmälern; sie werden den Europäern dafür Zeuge und anderes abkaufen; aber das Beste, was wir haben, sollen wir auch ihnen bringen. Mögen zu vermehrter Teilnahme an der Lösung solcher Aufgaben auch diese Mitteilungen beitragen.

Schorndorf, 22. Nov. 1889.

J. G. Chr.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft für Thüringen zu Jena](#)

Jahr/Year: 1890

Band/Volume: [8](#)

Autor(en)/Author(s): Hall Peter

Artikel/Article: [Bericht über die Reise nach Nkónya und Boem vom 4. Januar bis 4. Februar 1887 108-133](#)